

Originalzitation und -beitrag:

Dümig, S. (2016): Lebendiges Wort? Schopenhauers und Goethes Anschauungen von Sprache im Vergleich. In: Schubbe D. & Fauth, S. R.: *Schopenhauer und Goethe. Biographische und Philosophische Perspektiven*. Felix Meiner-Verlag, Hamburg, S. 150-183.

Zu finden auf: <https://meiner.de/schopenhauer-und-goethe-10182.html>

Lebendiges Wort? Schopenhauers und Goethes Anschauungen von Sprache im Vergleich

Sascha Dümig

Ludwig Fresenius Schulen, Frankfurt am Main (aktuell; früher Hochschule Fresenius)

Einleitung

Sucht man Deckungsgleichheiten oder aussagekräftige Differenzen in den Werkgestaltungen von Goethe und Schopenhauer, indem man ein spezifisches thematisches Gerüst verwendet, ist man nicht nur mit den grundsätzlichen Schwierigkeiten in der Auseinandersetzung mit zwei so unterschiedlichen Denkern konfrontiert. Stehen sich die Systematizität des Philosophen und die Gestaltungsfreiheit des Dichters per se als zwei schwerlich ineinander übersetzbare Modi geistigen Ausdrucks gegenüber, so ist das Thema Sprache als Phänomen wiederum in sich ein solch überbordend komplexes wie auch aufgrund der Mannigfaltigkeit einnehmbarer wissenschaftlicher Fachperspektiven ein ebenfalls von einer notwendigen Vagheit kontrastierender Anschauungen geprägtes Instrument des Vergleiches. Man kommt in diesem Sinne nicht umhin dem durchpulsten Gewebe der Gedanken durch eine nur hinreichende Reduktion Gewalt anzutun.

Der Symbolbegriff soll entsprechend in einer solch zusammenführenden Bespiegelung den analytischen Brennpunkt bilden, von dem aus die Wege der Denkbewegungen rekonstruiert werden. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht finden sich anhand eines solchen Vorgehens zwei divergente Entwicklungslinien:

Während Schopenhauers Sprachanschauung Aspekte vorwegnimmt, die in kognitionswissenschaftlichen Theorien einer modular strukturierten, symbolbasierten Informationsverarbeitung ihre Fortsetzung finden, so zeigen sich bei Goethe Vorstellungen von Sprache als Symbolsystem, die in ihrer Grundstruktur in Richtung der Theorien von Ferdinand de Saussure und Charles Sanders Peirce weisen und demgemäß mehr als eine Obertonreihe in literatur- und kulturwissenschaftlichen Diskursen mitschwingen.

Vor allem der Exemplifikation von Schopenhauers Anschauung unterliegt hier bewusst ein reformatorisches Movens. Konkret ist die Meinung des Autors, dass der vergilbte Usus traditioneller philosophischer Interpretation einer angemessenen Eingliederung von Schopenhauer in die Ahnenreihe diverser Einzelwissenschaften wie der Evolutionsbiologie und der Kognitiven

Neurowissenschaft verunmöglichte und ihrer weiterhin hinderlich ist. Die Konturen eines ambitionierten neuen Bildes der Werkvielfalt von Schopenhauer kann nur heller im Lichte der kontrastierenden Gedanken des wohl Einzigen hervortreten, von dem der Philosoph eine Anerkennung wünschte. Und auch wenn hier der Weg des Vergleiches nurmehr in einer losen Synopse münden kann; die Anschauungen geschieden »wie wenn zwei Freunde, die bisher miteinander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will«¹, so lässt sich doch vielleicht gerade in diesem Gegensatz in Bezug auf den sie beide einenden Logos mit Heraklit sagen: »Sie verstehen nicht, wie das Auseinandergehende mit sich selbst zusammengeht: gegenspannige Zusammenfügung wie von Bogen und Leier.«²

1 Schopenhauers Anschauung von Sprache

Man könnte zweifeln, ob Schopenhauer etwas relevantes zum Thema Sprache zu sagen habe, wenn man sich die Ausführungen von Coseriu mit dem Titel *Der Fall Schopenhauer: Ein dunkles Kapitel in der deutschen Sprachphilosophie* vor Augen hält. Schopenhauers Ausführungen zu dieser Thematik gehörten zu den »Schattenseiten einer Disziplin – in diesem Fall der Sprachphilosophie und der Linguistik« und er vertrete »eine typisch laienhafte Ideologie bezüglich der Sprache und der Sprachen«³. Es lohnt sich hier genauer hinzuschauen, um so mehr, als ein solch allgemeines Urteil nur im Lichte einer adäquaten Expertise auf dem entsprechenden Gebiet gerechtfertigt werden kann. Das Gebiet allerdings, das Coseriu mit Sprachphilosophie und Sprache im Allgemeinen identifiziert, ist vornehmlich das der Sprachtypologie. In grober Vernachlässigung des Kontextes von Schopenhauers philosophischem System demonstriert Coseriu auf Basis eines Flickenteppiches aus sprachtypologischen Analysen von Schopenhauer das vermeintlich Falsche und Ungenügende derselben. Hierzu ein repräsentatives Beispiel:

»Als falsche Meinung kann man anführen: Die Deutschen seien Goten; im Französischen würden sich keine deutschen Wörter finden, und dies sei sogar auffällig; *parlare* komme wahrscheinlich von *perlator*, Ueberbringer, Botschafter; sp. *aceite* bedeute ›Öl‹ (und nicht ›Essig‹, was es anscheinend bedeuten müßte) infolge einer Verwechslung; dt. *Affe* komme von *Afer*, ›weil die ersten von Römern den Deutschen zugeführten Affen ihnen durch dieses Wort erklärt wurden; dt. *Ferkel* komme von *ferculum*, ›weil es ganz auf den Tisch kommt.«⁴

Aus der Sicht des Sprachtypologen, dies muss betont werden, ist dies ein durchaus legitimes Vorgehen und in seiner Richtigkeit unbenommen. Und es wird auch niemand Coseriu in seiner

1 Johann W. Goethe: WA, I. Abtheilung, Bd. 36, S. 112.

2 Zit. nach Margot Fleischer: Anfänge europäischen Philosophierens, S. 16.

3 Eugenio Coseriu: Der Fall Schopenhauer, S. 13.

4 A.a.O., S. 18.

abschließenden Meinung widersprechen, dass wer Etymologien deutscher Wörter wissen will, nicht bei Schopenhauer nachschauen wird, sondern in einem etymologischen Wörterbuch.⁵ Wer allerdings bei einem solch einseitigen, fachspezifischen Vorgehen und dilettantischer Werksichtung zum Schluss kommt, er habe Schopenhauers Beitrag zur Sprachphilosophie und Linguistik im Allgemeinen erschöpfend erfasst, muss sich gleichfalls den Vorwurf gefallen lassen, dass er eine typisch fachidiotische Ideologie bezüglich der Sprache und Sprachen vertritt und mit seiner stumpfen Polemik daselbst einen nicht gerade erhellenden Beitrag zur Wissenschaftshistorie geleistet hat.

Es lohnt sich an dieser Stelle eine von Noam Chomsky getroffene Unterscheidung hinsichtlich des Untersuchungsgegenstandes der Linguistik einzuführen, namentlich die zwischen E(xternalisierter)- und I(nternalisierter)-Sprache.⁶ Während eine E-Sprachen-Linguistik in der Tradition des amerikanischen Strukturalismus taxonomisch vorgeht, d.h. auf Basis von gesammelten Sprachdaten in diesen enthaltene Regularitäten beschreibt und insofern Sprache als ein externes Objekt unabhängig vom Sprecher begreift, ist die Forschungsperspektive einer I-Sprachen-Linguistik ein grundsätzlich anderer. Hier wird Sprache als ein internes, mentales Vermögen eine potentiell unendliche Anzahl von Sätze zu generieren, verstanden, so dass der Fokus darauf gerichtet ist, wie Sprache als kognitives System eines Individuums repräsentiert und sprachliche Information verarbeitet wird.

Unter Zugrundelegung dieser Unterscheidung kann festgehalten werden, dass Schopenhauers Beitrag zu einer E-Sprachen-Linguistik mit Coseriu berechtigter Weise durchaus angezweifelt werden kann, sein Beitrag unter der Perspektive einer I-Sprachen-Linguistik allerdings erst herausgearbeitet werden muss, um sich ein adäquates Urteil in Hinblick auf Sprachphilosophie und Linguistik im Allgemeinen bilden zu können.

Ein wesentliches Element der I-Sprachen-Linguistik ist die Annahme, dass Sprachverarbeitung auf Basis der Funktionsweise einer Turingmaschine modelliert werden kann. Diese besteht schematisch aus einem unendlichem Speicherband auf dem Zeichen von einem programmgesteuerten Lese-/Schreibkopf gelesen und geschrieben, d.h. abgerufen und gespeichert werden können. Diese Prozedur erfolgt nach Maßgabe der Algorithmen des Programms, die im Grunde nichts anderes als Verhaltensgesetze sind nach der Form: Wenn Maschine N sich im Zustand Z1 befindet und auf dem Speicherband das Zeichen X1 steht, dann gehe in Zustand Z2 über.⁷ Wichtig für die Idee der Turing-Maschine ist, dass sie einer struktursensitiven Symbolverarbeitung folgt, d.h., die Eingabe- und Ausgabesymbole sind für das Verhalten der Maschine wesentlich.⁸

5 »Wer Etymologien deutscher Wörter wissen will, wird nicht bei Schopenhauer, bei dem nur persönliche Meinung zu finden sind, nachschauen, sondern in einem etymologischen Wörterbuch.« (a.a.O., S. 19)

6 Vgl. Noam Chomsky: Knowledge of Language.

7 Vgl. Ansgar Beckermann: Analytische Einführung in die Philosophie des Geistes, S. 160.

8 Vgl. Jerry Fodor/Zenon W. Pylyshyn: Connectionism and cognitive architecture.

Auch wenn Schopenhauer lange vor dem Computerzeitalter lebte, gab es auch zu seiner Zeit Datenübermittlungssysteme, die auf Basis von Symbolen operierten. Schopenhauer greift diese auf und nutzt sie kongenial als wissenschaftliche Metapher für die Darstellung der Sprachverarbeitung, d.h. der Sprachproduktion und des Sprachverstehens. Sprachverarbeitung funktioniert seiner Meinung nach nicht anders als ein Telegraphensystem, durch das ein abstrakter Code schnell und genau in einen anderen Kopf übermittelt wird.⁹ Die Telegraphenmetapher ist zentral für Schopenhauers Konzeption der Übertragung sprachlicher Daten, weshalb es sinnvoll ist, sich eine genaue Vorstellung von der Funktionsweise eines Telegraphensystems zu machen.¹⁰

Optische Telegraphie mit Hilfe von Feuer- und Rauchsignalssystemen gab es schon in der Antike, seine historisch wirksamste Form fand sie allerdings im optischen Flügeltelegraphen *Semaphor* von Claude Chappe. Unter Napoleon begann 1794 der Ausbau eines Kommunikationsnetzes mit dieser Telegraphie, bei der am oberen Ende einer eisernen Achse ein beweglicher Querbalken befestigt war, an dessen Enden sich wiederum jeweils ein beweglicher Zeigerbalken befand. Dadurch, dass die drei Balken in eine diskrete Position gebracht werden konnten, waren 196 Figuren über Rollen und Seile einstellbar. Jede Nachricht wurde über 92 besonders gut erkennbare Figuren übermittelt, wobei ein Nachrichten-Code aus zwei Zeichen zusammengesetzt war. Insgesamt konnten so 8464 (92 x 92) definierte Botschaften generiert, encodiert und dechiffriert werden. In Preußen waren modifizierte Varianten ab 1832 im Einsatz, wobei ab Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die wetterunabhängige elektrische Telegraphie eingeführt wurde. 1884 gab Scheffler eine Definition eines Telegraphen, die sich allgemein durchgesetzt hat:

»Telegraph ist jede Vorrichtung, welche eine Nachrichtenbeförderung dadurch ermöglicht, daß der an einem Ort zum sinnlichen Ausdruck gebrachte Gedanke an einem entfernten Ort wahrnehmbar wieder erzeugt wird, ohne daß der Transport eines Gegenstandes mit der Nachricht erfolgt.«¹¹

Jede Form der Telegraphie nutzt also letztlich einen sinnlichen Ausdruck mittels dessen die symbolische Information en- und decodiert werden kann. Nach Schopenhauer ist dieses Medium der Sprache die Rede, die den eigentlichen Gegenstand der äußeren Erfahrung darstellt. Rede ist hier insofern das phonetisch messbare, also artikulatorisch und auditiv erfassbare und insofern das Trägermedium des abstrakten Codes. Diese physikalischen Ereignisse sind allerdings nicht zu verwechseln mit dem, was Schopenhauer unter Sprache versteht. Worte sind intern repräsentiert, unabhängig von einer jeweiligen physikalischen Realisierung oder, wie er es selbst definiert, Worte sind die Zeichen der Begriffe. Sie werden also durch ihren symbolischen Gehalt und nicht durch ihre Seinsweise in der sinnlichen Anschauung definiert. Dieser Gehalt, der abstrakte Code, den das

9 Vgl. Arthur Schopenhauer: WWV I, S. 76-77.

10 Da der Mathematiker Claude Edward Shannon die Idee hatte, die boolesche Algebra mittels einfacher Telegraphenrelais zu implementieren, was letztlich eine wesentliche Vorbedingung des Digitalcomputers war, bezeichnet Winkler den Computer auch als ein Kind der Telegraphie.(vgl. Hartmut Winkler: Medium Computer, S. 213)

11 Zit. nach Frank Haase: Kleists Nachrichtentechnik, S. 88.

Zeichen enkodiert, ist nach Schopenhauer mit den Begriffen der Vernunft zu identifizieren. Hier vertritt er wohl, ohne expliziten Rekurs, die Anschauung von Sprache als Organon, wie sie von Platon im Kratylos konzipiert wurde:

»Die Zeichen der Begriffe, die Worte sind ein so nothwendiges Hülfsmittel des Denkens, daß ohne sie keine willkürliche Vergegenwärtigung der Begriffe, folglich gar kein Denken möglich ist [...] Daher können wir ohne Worte oder Zeichen nicht einmal bis 20 zählen [...] Die Anschauung präsentiert sich bald die eine bald die andere Eigenschaft [...] und für unser sinnliches an Zeit und Succession gebundenes Bewußtseyn muß diese Gegenwart durch ein Wort bezeichnet werden.«¹²

Da Schopenhauer zwischen der Rede als äußeren Gegenstand und Sprache als intern repräsentierte Zeichen oder Symbole eine klare Trennlinie zieht, unterscheidet sich seine Organon-Konzeption hierdurch wesentlich vom Organon-Modell, das Karl Bühler später entworfen hat. Hier fungiert das gesprochene Wort im Sinne einer Doppelperspektive sowohl als Schallereignis als auch als funktional zu bestimmendes Zeichen, ohne dass eine interne Symbolverarbeitung postuliert wird.¹³ Die Ausführungen von Schopenhauer kann man heute am ehesten in Relation zu kognitiven Verarbeitungsmodellen stellen, z.B. zum Mehrkomponentenmodell des Arbeitsgedächtnisses von Baddeley & Hitch¹⁴. Hier wird angenommen, dass mittels einer phonologischen Schleife Informationen für die gedankliche Bearbeitung online gehalten werden können, ganz in dem Sinne also, wie Schopenhauer sich die Werkzeugfunktion von Sprache vorstellt.

Wichtig ist an dieser Stelle zu betonen, dass Schopenhauer hier keine Identifikation von Denken und sprachlichen Zeichen vornimmt. Denken findet auch ohne sprachliche Zeichen statt, die beliebige Hervorrufung und Vergegenwärtigung sind hingegen durch den Gebrauch der Zeichen gewährleistet.

Wie genau ist nun aber genau die Übertragung gedachter, begrifflicher Information beschaffen? Diese geschieht nach Schopenhauer nicht assoziativ, d.h. der Sprachcode wird, während jemand spricht, nicht in innere Bilder oder Bedeutungen übersetzt, die alle in Relation zueinander stehen und deren Interpretation in dieser Schnelligkeit kaum möglich wäre. Vielmehr findet das Verstehen des Codes ohne Übersetzung statt,

»der Sinn der Rede wird unmittelbar vernommen, genau und bestimmt aufgefasst, ohne daß in der Regel sich Phantasmen einmengen. Es ist die Vernunft, die zur Vernunft spricht, sich in ihrem Gebiete hält, und was sie mittheilt und empfängt, sind abstrakte Begriffe, nichtanschauliche Vorstellungen, welche ein für alle Mal gebildet und verhältnismäßig in geringer Anzahl, doch alle unzähligen Objekte der wirklichen Welt befassen, enthalten und vertreten.«¹⁵

12 Arthur Schopenhauer: TGVDE, S. 260-261.

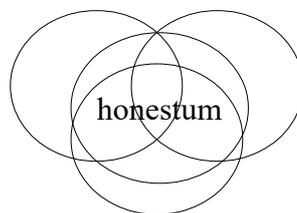
13 Schopenhauer spricht zwar auch von hörbaren und sichtbaren Zeichen (vgl. ders.: P. u. P. II, S. 492), unter Berücksichtigung des Gesamtkontextes seiner Ausführungen zur Sprache kann man aber schließen, dass er hiermit die physikalische Realisierung eines sprachlichen Zeichens meint.

14 Alan D. Baddeley / Graham J. Hitch: Working Memory.

15 Arthur Schopenhauer: P. u. P. II, S. 492.

Der symbolische Gehalt, den sprachliche Zeichen übermitteln, ist also dergestalt kategorial, als dass er nur abstrakte Merkmale, eine Codierung anschaulich gegebener Objekte impliziert. Sprache selbst, im Unterschied zum Sprechen, ist nach Schopenhauer demnach reine Begriffssprache. In einer etymologischen Begründung betont er, dass »im Griechischen und im Italiänischen Sprache und Vernunft durch das selbe Wort bezeichnet: ὁ λόγος, il discorso. Vernunft kommt von Vernehmen, welches nicht synonym ist mit Hören, sondern Innwerden der durch Worte mitgetheilten Gedanken bedeutet.«¹⁶

Die Überführung in anschauliche Vorstellungen des Verstandes vermittels Phantasma, erfolgen sekundär zur eigentlichen Sprachverarbeitung. Insofern hat die Sprachverarbeitung auf atomare Begriffe oder, wenn man so will, rein mentale Konzepte zugriff, wobei die Bedeutung von Wörtern im Rahmen einer mengentheoretischen Beschreibung eventuell nur Teilmengen eines begrifflichen Gehaltes repräsentieren können und somit auch Wörter unterschiedlicher Sprachen häufig in ihrer Bedeutung nicht deckungsgleich sind, sondern untereinander größere oder kleinere Schnittstellen auf der Hintergrundfolie des Begriffs ausbilden. Von dem lateinischen Wort *honestum* z.B. meint Schopenhauer, dass seine Bedeutungssphäre durch deutsche Wörter wie *tugendhaft*, *ehrentvoll*, *anständig*, *ehrbar*, *geziemend* oder *rühmlich* nie konzentrisch getroffen würden, sondern eben im Sinne der mengentheoretischen Anschauung wie folgt¹⁷:



Für Schopenhauer mündet diese Unschärfe der Wortbedeutungen allerdings zugleich in ein Plädoyer für Polyglottie und damit gegen Sprachpurismus:

„Bisweilen auch drückt eine fremde Sprache einen Begriff mit einer Nüance aus, welche unsere eigene ihm nicht gibt und mit der wir ihn jetzt gerade denken: dann wird Jeder, dem es um einen genauen Ausdruck seiner Gedanken zu thun ist, das Fremdwort gebrauchen, ohne sich an das Gebelle pedantischer Puristen zu kehren.“¹⁸

Einem Missverständnis gilt es allerdings hier vorzubeugen, die in Schopenhauers eigenen Ausführungen begründet sind. Im Sinne eines sprachlichen Relativismus der Sapir-Whorf-Hypothese könnte man geneigt sein, der Sprache eine spezifische Prägekraft in Bezug auf das Denken zuzuordnen, Begriffsbildung als von Sprache abhängig zu sehen:

16 Arthur Schopenhauer: WWV I, S. 73.

17 Ders.: TGVDE, S. 262-263.

18 Ders.: P. u P. II, S. 488.

„Man muss also, bei Erlernung einer neuen Sprache, ganz neue Sphären von Begriffen in seinem Geiste abstecken: es müssen Begriffssphären entstehen, wo noch keine waren: wir erlernen also nicht bloß Worte, sondern erwerben Begriffe.“¹⁹

Da oben schon betont wurde, dass Schopenhauer keine Identität von Wort und Begriff annimmt, muss man die Äußerung wohl spezifischer fassen: Wir erwerben Begriffe durch neue Worte in dem Sinne, als dass Aspekte der gleichbleibenden Menge von Begriffen nun nicht nur dunkel gedacht, sondern auch dauerhaft vergegenwärtigt, d.h. online gehalten werden können.

Wie im Verlaufe obiger Darlegungen deutlich geworden sein sollte, dekomponiert Schopenhauer in Nachfolge von Kant die menschliche Kognition in einzelne Vermögen, die über definierte Schnittstellen Informationen austauschen können. In der modernen Neuropsychologie wird die psychologische Realität einheitlich arbeitender kognitiver Funktionen unter Maßgabe von Läsionsstudien, d.h. diskreter Verletzungen von Hirngewebe, begründet. Sogenannte (Doppel-)Dissoziationen gelten hier als Evidenz: So konnte nachgewiesen werden, dass der Ausfall einer Funktion (z.B. das Sehen von Form) bei Erhalt der vollen Leistungsfähigkeit einer anderen (z.B. das Sehen von Farbe) stattfinden kann und umgekehrt. Dies gibt einerseits Aufschluss darüber, was überhaupt als eine Funktion gelten könne, andererseits zeigt dies an, wo eine Funktion im Gehirn vornehmlich lokalisiert ist. Auch Schopenhauer war sich solcher Dissoziationen bewusst und wies in diesem Kontext wiederum auf die Dissoziierbarkeit von Denken und Sprache hin, allerdings auch auf den submodularen Aufbau der Sprache selbst:

„[...] Kopfverletzungen mit Verlust der Gehirns substanz wirken, in der Regel, sehr nachtheilig auf den Intellekt: sie haben gänzlichen oder theilweisen Blödsinn zur Folge, oder Vergessenheit der Sprache, auf immer oder auf eine Zeit, bisweilen jedoch von mehreren gewussten Sprachen nur einer, bisweilen wieder bloß der Eigennamen [...]“²⁰

Schopenhauer konnte leider nicht mehr an den wegweisenden Untersuchungen von Paul Broca 1861 und Carl Wernicke 1874 zu der Lokalisation spezifischer Sprachfunktionen partizipieren²¹, seine Hinweise zur neuronalen Fundierung und Teilstörbarkeit von kognitiven Funktionen insbesondere der Sprache sind bei seinen Kenntnismöglichkeiten allerdings beachtlich. Unbedingt muss man an dieser Stelle die Parallelen zu modernen funktionalistischen Gedankengut betonen. Schopenhauer geht nicht von einer völligen Kommensurabilität von Gehirnvorgängen und mentalen Prozessen aus. Wenn überhaupt, dann gilt es nur für das Erkenntnisvermögen des Verstandes, welches diskret mit seiner Funktion im Gehirn lokalisierbar ist und in dieser leiblich gebundenen Manifestation des Willens auch Teil der leiblichen Evolution, die Schopenhauer schon vor Darwin als Daseinskampf konzeptualisiert:

19 Ders.: TGVDE, S. 263.

20 Ders.: WWV II, S. 287.

21 Vgl. Jürgen Tesak: Geschichte der Aphasie.

»Das Gehirn, mit seiner Funktion des Erkennens, ist nichts weiter, als eine vom Willen, zu seinen draußen liegenden Zwecken, aufgestellte Vedette, welche oben, auf der Warte des Kopfes, durch die Fenster der Sinne umherschaut, aufpaßt, von wo Unheil drohe und wo Nutzen abzusehen sei und nach deren Bericht der Wille sich entscheidet.«²²

Trifft dies auf den Verstand zu, den Tiere im Wesentlichen mit den Menschen teilen, so wird die Vernunft in Schopenhauers Werk nicht in einen solchen evolutionären und neurophysiologischen Kontext gestellt. Im Gegenteil existiert keine Stelle in Schopenhauers Werk, in der die Vernunft ebenfalls direkt mit der Evolution des Gehirns verbunden wird. Es scheint so, als würde er die Vernunft aufgrund ihrer Nichtbezogenheit auf materielle Inhalte als eine Art virtuelles Vermögen definieren, das so auch keiner diskreten neurophysiologischen Lokalisation oder Manifestation bedarf. Nur indirekt, über die Sprachfunktion, fügt er die Vernunft in die Genese von Organismen ein. Während das Tier Empfindungen und Stimmungen durch körperlichen Ausdruck und Laute signalisiert, verwendet der Mensch Sprache zur Vermittlung oder zum Verbergen von Gedanken, sie ist Erzeugnis und Werkzeug seiner Vernunft²³, so wie es oben vorgestellt wurde.

Schopenhauer argumentiert also bezogen auf die abstrakten Systeme Sprache und Vernunft gerade nicht für eine beobachtbare Kommensurabilität mit dem Gehirn bzw. seinen neuronalen Aktivitäten. Vertreter einer solchen Position halten grundsätzlich die Proposition P für notwendig wahr, dass für jedes mentale Prädikat einer erklärenden psychologischen Beschreibung mindestens eine logische Beziehung zu einem beobachtbaren Verhalten (hier: die lokalisierte Gehirnaktivität) bestehen muss.²⁴ Schopenhauer befindet sich hier im Einklang mit späteren mentalistischen²⁵ und (computer-)funktionalistischen Ansätzen²⁶, da hier explizit bestritten wird, dass P notwendig wahr ist.

In Anbetracht bisheriger Ausführungen können wir Schopenhauers Vorstellung menschlicher Kognition und Kommunikation in folgendem Modell zusammenfassen:

22 Arthur Schopenhauer: WWV II, S. 281.

23 Ders.: WWV I, S. 73.

24 Jerry Fodor: Psychological Explanation, S. 51.

25 Jerrold J. Katz: Mentalism in Linguistics.

26 Vgl. Jerry Fodor/Zenon W. Pylyshyn: Connectionism and cognitive architecture.

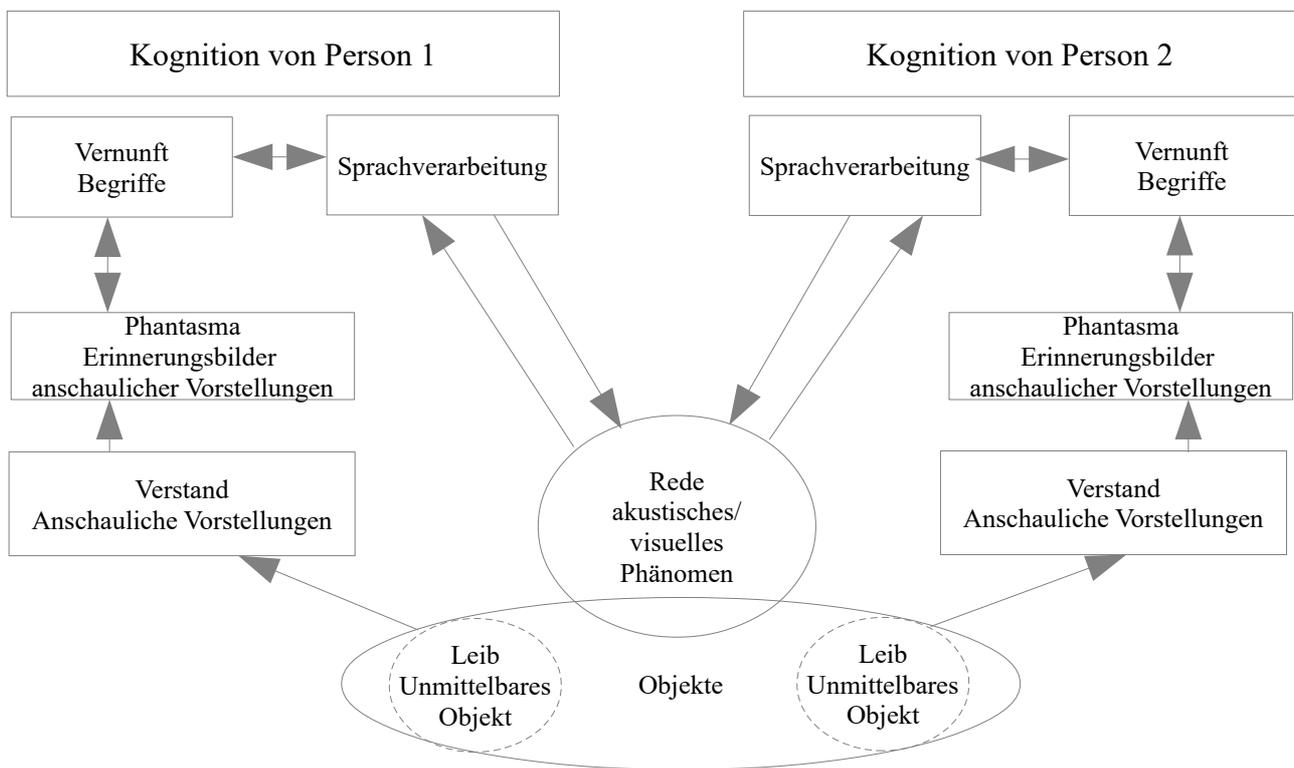


Abbildung 1: Schopenhauers Modellierung kognitiver Verarbeitung.

Schopenhauers Taxonomie der Informationsverarbeitung ähnelt in frappanter Weise derjenigen, die Jerry Fodor in seinem maßgeblichen Essay *The Modularity of Mind*²⁷ vorgeschlagen hat. Fodor unterscheidet hier zwischen Transduktoren, Input-Systemen und zentralen Systemen. Transduktoren konvertieren distale physikalische Reize in analog strukturierte neuronale Ereignisse. Erst in einer solchen Form werden Reize funktional relevant, indem sie von den Input-Systemen bzw. Modulen erkannt und berechnet werden können. Sogenannte Zentrale Systeme erhalten die Produkte dieser Berechnungen zur weiteren Verarbeitung. Diese verläuft isotrop respektive hollistisch, d.h. alle verfügbaren Informationen, worunter auch unser Wissen von der Welt insgesamt fällt, können in diesem Verarbeitungsprozess herangezogen werden. In Abgrenzung zu dieser hollistischen Verarbeitung der zentralen Systeme erstellt Fodor eine Listung von neun Merkmalen, die eine modulare Verarbeitung charakterisieren. Wir können erstaunlicher Weise diese Listung anhand obiger Beschreibung Schopenhauers zum Sprachverstehen fast deckungsgleich abbilden²⁸:

²⁷ Jerry Fodor: *The Modularity of Mind*.

²⁸ Schmicking (Daniel A. Schmicking: *Zu Schopenhauers Theorie der Kognition bei Mensch und Tier*, S. 154) weist auf Parallelen zwischen Fodor und Schopenhauer in Hinblick auf Wahrnehmungssillusionen hin. Er hebt hier besonders auf die Moduleigenschaft der informationellen Abgeschlossenheit ab. Insgesamt deutet Schmicking Schopenhauers Theorie der Kognition allerdings in Richtung des *embodied cognition* Ansatzes. Einer solchen Einordnung wird an dieser Stelle nicht zugestimmt. Vielmehr soll hier die Unabhängigkeit der Kognition im Sinne einer abstrakten Symbolverarbeitung von den wesentlich vitalen Willensäußerungen betont und beibehalten werden. Der Leib wird hier somit als Voraussetzung kognitiver Funktionen verstanden, aber nicht als inhaltlich konstituierendes Element repräsentationaler Prozesse.

Schopenhauer	Fodor
»der Sinn der Rede wird unmittelbar vernommen,	<u>Zwangsläufiges Operieren</u> : Die Berechnung des Inputs der Transduktoren verläuft quasi reflexhaft und nicht willentlich <u>Schnelligkeit</u> : Interpretationen oder Problemlösungen können viel Zeit in Anspruch nehmen, Module verarbeiten hingegen mit unglaublicher Schnelligkeit <u>Begrenzte Zugänglichkeit für zentrale Prozesse</u> : Automatisch produzierte grammatische Strukturen und spezifische Wortbedeutungen sind im Nachhinein nicht erinnerbar, nur eine globale Bedeutung
genau und bestimmt aufgefasst,	<u>Seichter Output</u> : „tiefere“ semantische Interpretationen erfolgen erst später in der Verarbeitung
ohne daß in der Regel sich Phantasmen einmengen.	<u>Informationelle Abgeschlossenheit</u> : Hintergrundwissen hat keinen Einfluss auf die Verarbeitung
Es ist die Vernunft, die zur Vernunft spricht, sich in ihrem Gebiete hält,	<u>Domänenspezifität</u> : Input-Systeme können nur den Input verarbeiten, für den sie spezifiziert sind
und was sie mittheilt und empfängt, sind abstrakte Begriffe, nichtanschauliche Vorstellungen, welche ein für alle Mal gebildet und verhältnismäßig in geringer Anzahl, doch alle unzähligen Objekte der wirklichen Welt befassen, enthalten und vertreten.« ²⁹	<u>Uniforme Ontogenese</u> : Der Spracherwerb ist uniform, d.h. verläuft bei allen Menschen in gleicher Art und Weise, so dass von variierenden Umweltbedingungen und Persönlichkeitsfaktoren abgesehen werden kann und eine angeborene, abstrakte Strukturierung gegeben sein muss
Zusätzlich Schopenhauers Verweis auf Läsionen und Dissoziationen	<u>Implementierung in fixer neuronaler Struktur</u> : Module sind hard-wired und in artspezifischer Weise im Gehirn lokalisiert <u>Charakteristische Störungsmuster</u> : Module können ausfallen, ohne Gedächtnis-, Aufmerksamkeits- oder Problemlöseleistungen beeinträchtigt werden

Tabelle 1: Vergleich von Schopenhauers und Fodors Charakteristika kognitiver Verarbeitung.

Es soll hier natürlich nicht in einer naiven Retrospektive versucht werden, Fodors Philosophie des Geistes in Schopenhauer hineinzulesen und damit den historischen Kontext und die damit einhergehenden weltanschaulichen Unterschiede zu negieren. Es soll vielmehr hervorgehoben werden, dass in Schopenhauers Werk eine detaillierte Modellierung von im Gehirn operierenden Vermögen und ihrer Interaktionen vorhanden ist, die strukturell als klarer Vorläufer einer Theoriebildung gelten darf, die einer modernen, kognitionswissenschaftlichen Linguistik unterliegt. Um zur Ausgangsfrage zurückzukehren, ob Schopenhauer ein dunkles Kapitel in der Sprachphilosophie darstelle, so lässt sich dies aus der Perspektive einer I-Sprachen-Linguistik eindeutig verneinen. Vielmehr ist m. E. von Schopenhauer erstmalig in der Philosophiegeschichte ein systematischer Entwurf vorgelegt worden, in der die neuronale Implementierung kognitiver Systeme, die Verarbeitung kognitiver Repräsentationen und deren Übertragung über physikalische Medien berücksichtigt wurde. Aber in seinem Rekurs auf einen abstrakten Code sieht sich Schopenhauers Sprachkonzeption auch Problemen ausgesetzt, die heutige Computerfunktionalisten betreffen. Es ist der Zeichenbegriff selbst, der nach Tholen in Bedrängnis gerät:

²⁹ Arthur Schopenhauer: WWV I, S. 76-77.

»Denn indem Boole ›die Algebra vom Zahlzeichen löste (und) die Null und die Eins nicht mehr als Repräsentanten von einem Ding begreift, sondern (sie) zu Markern des Systems macht, innerhalb dessen die Dinge erscheinen«, wird [...] das ›Universalmedium des Stroms« zu einem Träger oder Boten, der sich der von ihm übertragenen Bedeutung oder Botschaft enthält.«³⁰

Auch nach Schopenhauers Modellierung der Sprachverarbeitung und seiner Vorstellung von Symbolverarbeitung bleibt letztlich die Frage, wie durch Sprache verbindliche Erkenntnisse der Anschauung, ja gar der Ideen der Objekte vermittelt werden können. Ist nicht auch hier der abstrakte Code nur ein Marker des Systems und nicht eigentlich Repräsentant?

Da in der Sprache Vernunft zur Vernunft spricht, dürfte sie die gleiche Verachtung treffen, die Schopenhauer eben der Vernunft als Vermögen entgegenbringt. Dieses Vermögen hat doch nach ihm

»keinen MATERIELLEN, sondern bloß einen FORMELLEN Inhalt, und dieser ist der Stoff der Logik, welche daher bloße Formen und Regeln zu Gedankenoperationen enthält. Den materiellen Inhalt muß die Vernunft, bei ihrem Denken, schlechterdings von außen nehmen, aus den anschaulichen Vorstellungen, die der Verstand geschaffen hat. [...] Sie hat nichts als Formen.«³¹

Grundsätzlich scheint der Weg zu einer wahren Erkenntnis versperrt, da die Rückübersetzung in Vorstellungen nur über den Weg der Phantasmen geschehen kann und auch bei diesen enden muss. Diese sind Wiederholungen, Erinnerungsbilder von anschaulichen Vorstellungen, die schon einmal durch den Leib vermittelt wurden; deshalb aber auch die Erfahrung des eigenen Leibes in der jeweils aktuellen Anschauung in sich integriert und gespeichert haben. Da der Leib als unmittelbares Objekt solchermaßen als Vergleichsmoment immer gegenwärtig bleibt, wird der Unterschied des Phantasmas zu realen gegenwärtigen Objekten in der Erfahrung nie aufgehoben, es sei denn in Form von Visionen, in denen der Leib und mit ihm die reale Gegenwart völlig aus dem Bewusstsein verschwinden. Da dies auch nach Schopenhauer ein Zustand ist, der mehr dem Bereich der Psychopathologie zuzuordnen ist, wird es leider nicht verständlich, wie er zu der Einschätzung kommt, der Dichtkunst eigne ein erkenntnisvermittelnden Potential:

»Wie der Chemiker aus völlig klaren und durchsichtigen Flüssigkeiten, indem er sie vereinigt, feste Niederschläge erhält; so versteht der Dichter aus der abstrakten, durchsichtigen Allgemeinheit der Begriffe, durch die Art wie er sie verbindet, das Konkrete, Individuelle, die anschauliche Vorstellung zu fällen. Denn nur anschaulich wird die Idee erkannt [...]«³²

Man muss hier wohl eingestehen, dass hier vielmehr Schopenhauer als überzeugter Kunstverehrer spricht, nicht Schopenhauer der Erkenntnistheoretiker. Ein Phantasma als solches besteht, wie wir oben gesehen haben, nur durch die zeitliche Differenz der Leiberfahrungen, der vergangenen und

30 G. C. Tholen: Die Zäsur der Medien, S. 43.

31 Arthur Schopenhauer: G, S. 125.

32 Ders.: WWV I, S. 323.

gegenwärtigen, und die reale Gegenwart der Objekte kann durch dieses Phantasma eben nicht hergestellt werden, »weil das unmittelbare Objekt, als eine zum ganzen der Erfahrung gehörige Vorstellung, nach den Gesetzen dieser Erfahrung, als Materie *beharrt*.«³³ Schopenhauer scheint in Bezug auf die Möglichkeit der Kunst die Augen zu verschließen vor der logischen Konsequenz seiner Betrachtungen: dass jede anschauliche Vorstellung in der kategorialen Fassungskraft von Sprache, ihrer grundsätzlich indifferenten Abstraktheit auf immer verloren ist. Unabhängig davon wie kunstfertig das Werkzeug Sprache auch verwendet wird, es ist *ipsa natura* mit keiner inhärenten Passung zur Wirklichkeit geformt. Mit Schopenhauer mag man es auf die einfache Formel bringen: Wenn mit den Begriffen der Vernunft an die Stelle von Vorstellungen (Anschauungen) die Vorstellungen von Vorstellungen getreten sind³⁴, so sind mit der Sprache Vorstellungen für die Vorstellung von Vorstellungen entstanden.

Jean-Paul Sartre hat diese Konsequenz und Grenzerfahrung später in seinem Roman *Der Ekel* schonungslos verarbeitet und in Bildern quasi-mystischer Illumination dargestellt:

»Die Wurzel des Kastanienbaums bohrte sich in die Erde, genau unter meiner Bank. Ich erinnerte mich nicht mehr, dass es eine Wurzel war. Die Wörter waren verschwunden und mit ihnen die Bedeutung der Dinge, ihre Verwendungsweisen, die schwachen Markierungen, die die Menschen auf ihrer Oberfläche eingezeichnet haben.«³⁵

Auch für Goethe war die fehlende Passung von Sprache und Welt ab einem gewissen Zeitpunkt maßgeblich und wurde von ihm als Bruch im dichterischen Schaffen wie auch in der Weltbezogenheit insgesamt gefühlt und erlitten. Interessanterweise scheint dieser Bruch und mit ihm die Möglichkeit einer Versöhnung dem Dichter Goethe mehr als dem ansonsten radikalen Philosophen Schopenhauer ein bewusstes, explizites und in der Praxis des Lebens zu meisterndes Thema gewesen zu sein.

2 Goethes Anschauung von Sprache

Während Schopenhauers philosophische Anschauung sich in seinem Hauptwerk im jungen Erwachsenenalter einmalig und in den wesentlichen Grundzügen manifestierte, findet man bekanntermaßen bei Goethe ein beständiges Ringen um Einheit in der realen Widerständigkeit einer polaren Wirklichkeit. Wenn auch von Wertheim³⁶ betont wird, dass es keinen weltanschaulichen Bruch zwischen jungem und altem Goethe gibt, ein modifizierter Spinozismus das eigentliche Fundament seines Denkens bleibe, so muss man mit Hamm³⁷ hervorheben, dass dieses Denken in

33 Ders.: TGVDE, S. 247.

34 Vgl. a.a.O., S. 266.

35 Jean-Paul Sartre: *Der Ekel*, S. 144.

36 Vgl. Ursula Wertheim: *Von Tasso zu Hafis*.

37 Heinz Hamm: *Der Theoretiker Goethe*.

seiner fortschreitenden Entwicklung zügig einen früheren Empirismus überwunden hatte und hierdurch später eine echte Subjekt-Objekt-Dialektik zeigte. Auch das Bild der Sprache war selbstredend Teil dieser sich entwickelnden Denkbewegung und so kristallisieren sich auch hier im zeitlichen Kontinuum seines Schaffens Konturen heraus, die man annäherungsweise als Stufen erfassen kann. Schweizer³⁸ hat diese Abfolge m. E. in bestechender Klarheit aufgezeigt, so dass hier die Aufgabe zuvorderst darin besteht, die Linien mit einem sprachwissenschaftlichen Blick noch einmal nachzuzeichnen und das so Gewonnene eventuell unter eine neue Perspektive zu bringen.

Wenn man von einem frühen Empirismus Goethes spricht, darf man fragen, was dies genau für seine Auffassung von Sprache bedeute. Es liegt nahe diese Anschauung unter Zugrundelegung des Gedichts *Die Sprache* aus dem Jahre 1774, zu rekonstruieren³⁹:

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert,
und über Nachbarn Ruhm!

Ist man bereit der historisch-semantischen Analyse von Eibl⁴⁰ zu folgen, in der das »milde« in der vierten Zeile des Gedichts in seiner adverbialen Bedeutung als »stark, kräftig« übersetzt werden kann, so ergibt sich ein noch lückenloserer Bezug des Gedichts zu einem Brief von Goethe an Herder 1772, in dem er über sein Erlebnis beim Lesen einiger Wörter von Pindar berichtet:

»Diese Worte sind mir wie Schwerter durch die Seele gegangen [...] Dreingreifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft.«⁴¹

Was ist das für eine Erfahrung, die für Goethe derart überwältigend ist, dass er vermeint, Sprache als Gottheit bezeichnen zu können? Entledigt von allem Pathos im Grunde das Phänomen der Referentialität. Sprache wird hier verstanden als ein Medium, dass sich auf Wirklichkeit bezieht, sie in dieser Bezogenheit offenbart und solchermaßen vom Menschen erfasst werden kann. Äußeres wird Kraft der Sprache zu einem Inneren und in dieser Innerlichkeit dem Menschen verfügbar, wie Goethe auch noch später in einem Brief an Friedrich Heinrich Jacobi plastisch erläutert:

»Sieh, Lieber, was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist: Die Reproduktion der Welt um mich durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigener Form, Manier wieder hinstellt...«⁴²

Diese Formgebungskraft der inneren Welt ist dem jungen Goethe noch eigentlich, so dass das

38 Hans R. Schweizer: Goethe und das Problem der Sprache.

39 Johann W. Goethe: WA, I. Abtheilung, Bd. 2, S. 256.

40 Karl Eibl : Sind Interpretationen falsifizierbar?, S. 178.

41 Johann W. Goethe: WA, IV. Abtheilung, Bd. 2, S. 16-17.

42 A.a.O., S. 187-188.

Widerständige, das Reproduzierte der wirklichen Welt im Hintergrund bleibt. Nur das Zugreifen, die Tat des innerlich nachfühlenden Dichters erschließt letztlich den Reichtum der Wortbedeutung. Der vergrabene Bauch der Urne und das Schwert im Arsenal offenbaren nicht ihre immanente Fülle, »wenn ich nun aber überall herumspaziert bin, überall nur drein geguckt habe. Nirgends zugegriffen.«⁴³

Eine solche Anschauung, die den Tatcharakter des menschlichen Geistes bei der Erschaffung von Sprache betont, war mit Sicherheit vor allem durch persönliche Gespräche mit Herder gegenwärtig und stand grundsätzlich einer augustinischen Doktrin entgegen, die nur das Wort der Bibel gelten lassen wollte und der in ihr dargestellten Ursprungsgeschichte der Sprachentstehung zu glauben hieß. Herders preisgekrönte Schrift *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* von 1772 vertrat in seiner theoretischen Darstellungsweise genau eine solche Perspektive auf das Phänomen Sprache als »gefasstes Zeichen« der menschlichen Seele:

»Seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal – das Schaf blöket, sie hat ein Merkmal gefunden. [...] Der Schall des Blökens, von einer menschlichen Seele als Kennzeichen des Schafs wahrgenommen, ward kraft dieser Besinnung Name des Schafs, und wenn ihn nie seine Zunge zu stammeln versucht hätte. Er erkannte das Schaf am Blöken, es war gefaßtes Zeichen, bei welchem sich die Seele an eine Idee deutlich besann. Was ist das anders als Wort? Und was ist die ganze menschliche Sprache als eine Sammlung solcher Worte?«⁴⁴

Etwas ironisch kommentiert Herder 1772 in einem Brief an Merck die enthusiastische, schöpferische Umsetzung solcher Ideen seines jungen Freundes und Schülers (»Goethe fing Homer in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche.«⁴⁵), aber der Haltung, das Wort und Tat zusammen gehören und demgemäß tätiges Handeln und dichterische Produktion miteinander verbunden sind⁴⁶, bleibt Goethe lange verhaftet, so dass er noch in der Italienischen Reise 1787 die Rückführung gelesener Wort in eine Reichhaltigkeit inneren Erlebens hervorhebt:

»Wer hat es nicht erfahren, daß die flüchtige Lesung eines Buchs, das ihn unwiderstehlich fortriss, auf sein Leben des größten Einfluss hatte und schon die Wirkung entschied, zu der Wiederlesen und ernstliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzutun konnte.«⁴⁷

Ein Bruch mit dem Phänomen Sprache ist hier noch nicht zu erkennen, inneres Schöpferium überwiegt noch die Widerständigkeit äußerer Realität. Wenn wir oben also Referentialität als Kennzeichnung dieser frühen Phase bestimmt haben, so ist damit die bewusste Ergriffenheit durch den konstitutiv handelnden Charakter der Sprache in der Bezugnahme auf dem Geist

43 A.a.O., S. 18.

44 Johann G. Herder: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, S. 33.

45 Wilhelm Bode: *Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen*, Bd.1, S. 42.

46 Vgl. Hans R. Schweizer: *Goethe und das Problem der Sprache*, S. 70.

47 Johann W. Goethe: *WA*, I. Abtheilung, Bd. 31, S. 21.

Gegenüberstehendes umschrieben, ein Gegenüberstehendes, das letztlich der Sprache als ein potentiell Enthüllbares entgegenkommt. Diese Anschauung einer Passung von Geist, Sprache und Wirklichkeit kann mithin eben als eine empirische gefasst werden.

Jahre später hat sich der Bezug zu diesem Werkzeug und Werk des Geistes grundsätzlich geändert. »Alle Erscheinungen sind unaussprechlich; denn die Sprache ist auch eine Erscheinung für sich, die nur ein Verhältnis zu den übrigen hat, aber sie nicht herstellen, identisch ausdrücken kann«⁴⁸, schreibt Goethe nun in seiner *Paralipomena zur Farbenlehre*. Anstatt unmittelbar zu offenbaren stellt die Sprache nun eine zu überwindende Barriere zur Wirklichkeit dar. In einem Brief an Schiller 1800 beschreibt er auch genau, was an der Sprache diese Barriere bildet:

»Das Stoffartige jeder Sprache sowie die Verstandesformen stehen so weit von der Produktion ab, daß man gleich, sobald man nur hineinblickt, einen so großen Umweg vor sich sieht, daß man gern zufrieden ist, wenn man sich wieder herausfinden kann.«⁴⁹

Das Stoffartige der Sprache, ja jeder Einzelsprache, wie in seiner Äußerung kenntlich wird, ist letztlich die koventionalisierte phonologische Form. Goethe ringt in dieser mittleren Schaffensphase mit Eigenschaften der Sprache, die etwa hundert Jahre später von dem Genfer Linguisten Ferdinand de Saussure in seinem *Cours de linguistique générale*⁵⁰ als Konventionalität und Arbitrarität gefasst werden. Die Beziehung zwischen dem Lautbild (Signifikant) und der zu bezeichnenden Vorstellung (Signifikat) ist eine nicht notwendige, willkürliche (Arbitrarität), tritt dennoch aber unter einer synchronen Perspektive als ein schon geformtes Gebilde auf (Konventionalität). Freilich geht Goethe bei seiner Beurteilung von Arbitrarität nicht soweit wie moderne Autoren, z.B. Jacques Lacan, der den Signifikanten als das Erste setzt und somit das Konzept der Arbitrarität aus einer psychoanalytischen Perspektive radikalisiert. Die Dinge mit ihrem Sinngehalt blieben Goethe unberührt, allerdings schob sich Sprache mit einem selbstständigen und unabhängigen Sein zwischen Geist und Objekt. Hier machte sich aller Wahrscheinlichkeit nach ein weiterer wichtiger Einfluss auf Goethes Denken geltend. In einem Brief von 1775 berichtet Lavater davon, dass Goethe behauptete, Johann Hamann sei der Autor, von dem er am meisten gelernt habe⁵¹. Viel zitiert in diesem Kontext ist die Äußerung Hamanns: »Sprache ist [...] der Mittelpunkt des Missverständes der Vernunft mit ihr selbst.«⁵² Wie Leiss⁵³ betont, ist der Kernpunkt von Hamanns Sprachtheorie, dass Vernunft der Sprache nachgeordnet ist, sie unterliegt als apriori bereits jeglichem bewussten Akt denkender Tätigkeit:

48 A.a.O.: II. Abtheilung, 5. Band, 2. Abeilung, S. 298.

49 A.a.O.: IV. Abtheilung, 15. Band, S. 122.

50 Ferdinand de Saussure: *Cours de linguistique générale*.

51 Vgl. Arthur Henkel: *Goethe und Hamann*, S. 453.

52 Zit. nach Ottfried Höffe: *Kants Kritik der reinen Vernunft*, S. 16.

53 Elisabeth, Leiss: *Die Vernunft ist ein Wetterhahn*.

»Der Mensch ist nicht primär ein vernünftiges Lebewesen - das ist er auch - sondern primär ein semiotisches Lebewesen, das zudem in einem semiotischen Universum lebt. Das Zeichensystem des Menschen ahmt das Zeichensystem der Natur nach. Die Rede vom ›Buch der Natur‹ ist nach dieser Theorie keine Metapher mehr. Metaphorischer Gebrauch liegt bestenfalls vor, wenn man von der ›Sprache des Menschen‹ spricht. Sprache ist Nachahmung der Natur: Mimesis.«⁵⁴

Und eben dann, wenn das Sein der Sprache nicht gesehen, in einem Primärsetzen der Vernunft und des Denkens das Verhältnis umgedreht und verkannt wird, eben dann ist der Missverstand der Vernunft mit sich selbst gegeben, der »Schlangenbetrug der Sprache«⁵⁵. Dieser Letztere ist es, die sich aufdrängende Arbitrarität und ihre Unausweichlichkeit im gesellschaftlichen Kontext, die Goethe herumtreibt oder wie Schweizer es ausdrückt:

»Er kommt zur Einsicht, daß die Sprache die Erscheinungen nicht unmittelbar erfassen kann. Was vorher im Erleben und im dichterischen Ausdruck ohne weiteres gegenwärtig war, tritt jetzt als das Unausprechliche auf, das man ›trotzdem immer wieder auszusprechen‹ versuchen muss.«⁵⁶

Plakativ könnte man also von einem frühen »linguistic turn« Goethes sprechen. Dieser ist natürlich eingebunden in weitergehende Modifikationen von Goethes weltanschaulichem Grundüberzeugungen, die sich über die Jahre der vielfältigen Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit in Weimar ergeben hatten. Betonte Goethe schon in seiner anfänglichen Rezeption von Spinoza die Bedeutung der Einzeldinge, in denen sich Göttliches in einem harmonischen Ganzen je offenbart, so drängt sich ihm im Laufe seiner Tätigkeiten immer mehr die Frage nach der praktischen Beherrschbarkeit der Einzeldinge auf; ihre jeweils genaue Natur, das Einzelphänomen selbst rückt nun in den Fokus der Betrachtungen. In der Konzentration auf die Natur der Objekte drängen sich nunmehr auch die präformierten Eigengesetzlichkeiten derselben als Aufgabe des tätigen Erfassens auf. »Man gibt da gern jede Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann«⁵⁷, so schreibt er im Zuge seiner ab 1779 begonnenen Beschäftigung mit der Geologie und deutet damit die Grenzen und Beschränkungen für diese Aufgabe an. Insgesamt ist es wohl die zunehmende Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, die ihn zur Übernahme einer bereits geprägten Sprache zwingt und über die Möglichkeiten des Ausdrucks überhaupt forciert nachzudenken. Dies tat er auch schon früher in einem Brief an Pfenninger 1774:

»Alles, was unter uns Widerspruch scheint, ist nur Wortstreit, der darauf entsteht, weil ich die Sachen unter anderen Kombinationen sentiere und darum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß. Welche aller Contraversien Quelle ewig war und bleiben wird.«⁵⁸

54 A.a.O., S. 267.

55 Johann Georg Hamann: Golgatha und Scheblimi! Von einem Prediger in den Wüsten, S. 47.

56 Hans R. Schweizer: Goethe und das Problem der Sprache, S. 80.

57 Johann W. Goethe: WA, I. Abtheilung, Bd. 19, S. 238.

58 A.a.O.: IV. Abtheilung, Bd. 2, S. 155.

Dass in den Worten nicht der eigentliche Sinn der wirklichen Dinge liegt, wurde früh von Goethe schon geahnt, aber erst später zu einem wesentlichen Thema der Auseinandersetzung. Wenn Goethe nun zu dem Schluss kommt, dass die Sprache selbst eine Erscheinung für sich ist, das Stoffartige der Sprache das Besondere der anderen Erscheinungen mehr verbirgt als enthüllt und keine Identität mit dem Gegenstand verbürgt, so ist hiermit nicht nur ein Negatives aufgetan. Wenn es vielmehr das Verhältnis der Erscheinung Sprache zu den anderen Erscheinungen ist, was als das Konstitutive anzusehen ist, so liegt hierin gerade für den Dichter die Perspektive einer genuin schöpferischen Gestaltungsmöglichkeit. Den Brennpunkt von Goethes spätem Denken bildet in diesem Zusammenhang der Begriff des Symbols.⁵⁹ Alle Erscheinungen werden nun in ihrem Verhältnissen zueinander, in den sich offenbarenden Bezügen gedeutet, so dass jedes einzelne Ding einen Verweis auf Anderes anzeigt. Die Einzeldinge bewahren so ihr individuelles Gegebensein, sind aber im Ganzen aufeinander verweisend:

»Kein Phänomen erklärt sich an und aus sich selbst; nur viele, zusammen überschaut, methodisch geordnet, geben zuletzt etwas, das für Theorie gelten könnte.«⁶⁰

Nur in diesen ihren Verhältnissen, ihren symbolischen Relationen, ist mögliche Identität vorhanden; Identität nicht also im Sinne eines spiegelnden Abbildens, sondern Identität im Sinne einer immanenten Formbezogenheit. Von besonderem Interesse ist hier die von Goethe im Jahre 1805 angedeutete Symboltheorie. Hier entwirft er eine Stufenfolge von Symbolrelationen, die ersichtlich an die aristotelischen Stufen in der Schrift *De anima* angelehnt ist.⁶¹ Alle Dinge stehen in Symbolrelationen, die sich in der Sprache gleichfalls als solche zeigen. Nur die Ebene der mathematischen Symbole sind in der Sprache nicht ausdrückbar, da sie direkt auf der Anschauung beruhen und so der Form nach »im höchsten Sinne identisch mit den Erscheinungen werden können.«⁶²

SYMBOLTYP	SPRACHLICHE REALISIERUNG
Symbole, die mit dem Gegenstand physich-real identisch sind	Ein Wort, das Tönendes ausdrückt, wie <i>knall</i>
Symbole, die mit dem Gegenstand ästhetisch-ideal identisch sind	Eine übereinstimmende Empfindung wird wiedergegeben, wie z.B. durch die Verbalflexion <i>knall-en</i>
Symbole, die (Bedeutungs-)Relationen von verwandten Erscheinungen ausdrücken	Pronominale Gruppierung: <i>mein, dein, ich, du</i>
Symbole, die von der Mathematik hergenommen sind	Nur in der Anschauung gegeben, nicht in der Sprache vorhanden

Tabelle 1: Zusammenfassung der von Goethe angenommenen Symbolrelationen allgemein und in der Sprache.⁶³

59 Auch an dieser Stelle muss noch einmal zusätzlich betont werden, dass eine umfassende Darstellung nicht geleistet werden kann. Für eine solche siehe z.B. Werner Keller: Goethes dichterische Bildlichkeit. Eine Grundlegung.

60 Johann W. Goethe: Maximen und Reflexionen, S. 434.

61 Aristoteles: Über die Seele.

62 Johann W. Goethe: WA, II. Abtheilung, Bd. 11, S. 168-169.

63 Vgl. ebd.

Die dargestellten Symbolrelationen sind der semiotischen Klassifikation des Objektbezugs eines Zeichens von Charles Sanders Peirce überraschend ähnlich. Dieser unterscheidet Ikon, Index und Symbol. Während der ikonische Objektbezug durch Ähnlichkeit charakterisiert ist (bei Goethe die physisch-reale Identität des Onomatopoetikums *knall*), ist es der indexikalische durch seinen hinweisenden Charakter (die Verbalflexion weist auf ein Erfahrenes hin⁶⁴). Letzterer zwingt die Aufmerksamkeit auf ein Objekt, ohne es allerdings zu beschreiben, wie eben eine grammatische Markierung nur die doppelt verweisende Relation zwischen zwei Entitäten abstrakt encodiert, ohne allerdings die seienden Entitäten oder die Relation inhaltlich zu bestimmen. Der symbolische Objektbezug ist hingegen gerade dadurch bestimmt, dass die Denotation, die Bezugnahme auf einen bestimmtes Objekt oder einen Sachverhalt, wesentlich ist. Das Symbol ist nach Peirce das Zeichen, was durch Konvention gebildet wurde, d.h. ein Interpretant⁶⁵ hat durch den gewohnten Gebrauch eine definierte und quasi gesetzmäßige Beziehung zwischen einem Zeichen und einem Objekt hergestellt. Ähnlich definiert Goethe Symbole auf der dritten Stufe als solche, »die einen Bezug ausdrücken, der nicht ganz notwendig, vielmehr einiger Willkür unterworfen ist, aber doch auf eine innere Verwandtschaft der Erscheinungen hindeutet. Ich möchte sie mnemonisch im höhern Sinne nennen, da die gemeine Mnemonik sich völlig willkürlicher Zeichen bedient.«⁶⁶

Bei Peirce wie bei Goethe ist das Symbol also mitnichten ein rein kognitives Datum, sondern es ist durch seine ikonischen Anteile respektive seiner perzeptuellen Qualität immer gemischtes Zeichen.⁶⁷ Was allerdings als Erscheinung wahrgenommen wird, ist niemals das Ganze derselben:

»Das Besondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig sich dem Besonderen zu fügen.«⁶⁸

Da Goethe niemals epistemologische Dualismen gelten lassen wollte, so ist es auch an dieser Stelle lohnend, die Analogien zu Peirce hervorzuheben. Peirce sprach nicht vom Allgemeinen und Besonderem, sondern vielmehr vom unmittelbaren und dynamischem Objekt. Das unmittelbare Objekt ist ein solches unter einer besonderen Perspektive unter der es nur wahrgenommen werden kann, während das dynamische Objekt perspektiv-neutral unter einer Aperspektive⁶⁹ ist und nur solchermaßen allgemein und ideel ist. Es ist insofern der »Grenzwert der infiniten Reihe der

64 Bei Peirce wird Empfindung der ikonischen Ebene, Erfahren der indexikalischen Ebene zugeordnet. Hier scheint vielmehr ein Unterschied in der Terminologie als im Gemeintem vorhanden zu sein.

65 »[A] sign, or *representamen*, is something which stands to somebody for something in some respect or capacity. It addresses somebody, that is, creates in the mind of that person an equivalent sign, or perhaps a more developed sign. That sign which it creates I call the *interpretant* of the first sign. The sign stands for something, its *object*. It stands for that object not in all respects, but in reference to a sort of idea [...]. »Idea« is here understood [...] in that sense in which we say that one man catches another man's idea [...] that is, to have a like *content*.« (Charles Sanders Peirce: Collected Papers. 1931 – 58, S. 149)

66 Johann W. Goethe: WA, II. Abtheilung, Bd. 11, S. 168-169.

67 Vgl. dazu auch Erika Linz: »Language of Thought« - mentale Symbole oder mediale Zeichen, S.57.

68 Johann W. Goethe: WA, I. Abtheilung, Bd. 42, 2. Abtheilung, S. 131.

69 Mit Gebser wird Aperspektive hier nicht als das Gegenteil von perspektivisch verstanden, sondern als Synthese dieser Gegensätzlichkeit enthoben, den Polaritäten der Subjekt-Objekt-Spaltung übergeordnet. In: Jean Gebser: Ursprung und Gegenwart,

perspektivischen Repräsentationen«⁷⁰. Die Perspektivität wie der Symbolbegriff selbst setzen einen Interpretanten voraus, dasjenige, was Relationen und mit ihnen Bedeutung konstituiert. Bei Goethe wie Peirce ist dies kein statisches Subjekt, welches wie in der Philosophie Descartes den Dingen gegenübersteht und die Ideen derselben als ein grundsätzlich Artfremdes erkennt, sammelt und ordnet. Wenn Goethe schreibt »Die Erscheinung ist vom Beobachter nicht losgelöst, vielmehr in die Individualität desselben verschlungen und verwickelt«⁷¹, so ist dies nahe an der Vorstellung von Peirce, dass der Interpretant in der Einheit des semiotischen Dreiecks mit Objekt und Zeichen als dasjenige anzusehen ist, für das ein Zeichen für etwas steht und dessen Bedeutungszuweisung selbst wiederum Zeichen wird und dies ad infinitum.⁷²

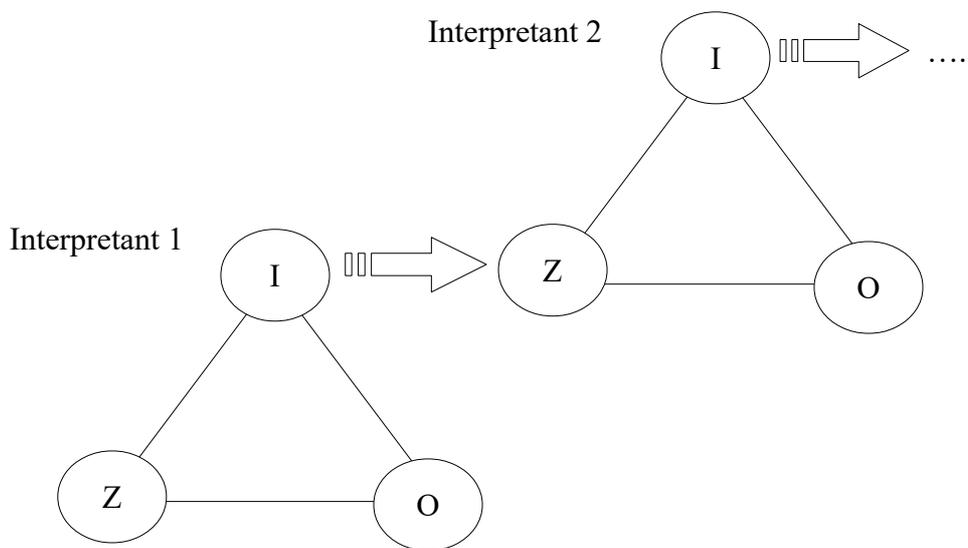


Abbildung 2: Die unendliche Semiose nach Peirce.

Auch wenn das dynamische Objekt oder das Allgemeine bzw. die Idee⁷³, wie Goethe es nennen würde, in einem solchen Prozess niemals erkannt werden kann, so spricht es sich doch eben in diesem gleichsam aus: »Alles was im Subjekt ist, ist im Objekt und noch etwas mehr. Alles was im Objekt ist, ist im Subjekt und noch etwas mehr.«⁷⁴ In der Verschlungenheit von Subjekt und Objekt im Prozess der Symbolbildung liegt Potential der Steigerung und Schöpfungskraft und ausgehend von einer solch semiotischen Perspektive kann man nun auch Goethes Vorstellung von Symbolik nachvollziehen, wenn es heißt:

»Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig- Augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.«⁷⁵

70 Gerhard Schönrich: Zeichenhandeln, S. 131.

71 Johann W. Goethe: WA, II. Abtheilung, Bd. 11, S. 159.

72 Peirce bezeichnet dies als *infite semiosis*.

73 »Was man Idee nennt: das, was immer zur Erscheinung kommt und daher als Gesetz aller Erscheinungen uns entgegentritt.« (Johann W. Goethe: WA, I. Abtheilung, Bd. 42, 2. Abtheilung, S. 256.)

74 Ders.: WA, II. Abtheilung, Bd. 11, S. 162.

75 Ders.: WA, I. Abtheilung, Bd.42, 2. Abtheilung, S. 151-152.

Bezogen auf die Sprache unterscheidet Goethe in seiner späteren Schaffensphase klar zwischen der konventionellen Form, die dem Geistreichen wie dem Geistlosen zur Verfügung steht, und dem, was sich in ihr verkörpert. Letzteres ist das Denken, so dass folglich nur dem Geistlosen ein bedeutendes Wort niemals lebendig sein kann. Der Geistreiche hingegen kann gleichfalls Sprache bereichern, er »[...] knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe [...].«⁷⁶ Da Denken beim späten Goethe im Sinne von Peirce als (unendliche) Semiose verstanden werden kann⁷⁷, wird die Widerständigkeit der Sprache aufgehoben. Die materiale Qualität des Wortes (als Symbol), seine phonologische oder graphemische Form, wird im Gesamt der Trias mit Objekt und Interpretant gesehen und nun somit als Moment einer dynamischen Genese, eines potentiell teleologischen Prozesses konzeptualisiert.⁷⁸ Wie Gadamer betont »liegt in der Auszeichnung des Symbolbegriffs [...] bei Goethe der entscheidende Ton darauf, daß die Idee selbst es ist, die sich darin Existenz gibt« und dies war für Goethe »offenkundig *nicht so sehr eine ästhetische als eine Wirklichkeitserfahrung*.«^{79,80} Sprache wird nun als Teil eines Prozesses, eines bildnerischen Denkens, vorgestellt, in dem sie kraft dieser Teilhabe Wirklichkeit auf eine spezifische Weise spiegeln kann.

»Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sei und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Widerscheine ausdrücke«⁸¹ schreibt Goethe in der Farbenlehre, was mancher Autor als ein Zitat aus dem Geiste einstiger Sprachskeptis interpretiert.⁸² Wie allerdings Keller betont, greift der gealterte Goethe bewusst nach der bildhaft-symbolischen Sprache der Dichtung:

»Die Mehrdeutigkeit des Worts verhilft dem späten Goethe dazu, für seine Dichtung einander überlagernde Sinnkreise zu erreichen. [...] Verliert das Einzelwort seine strenge Kontur, so gewinnt es einen Doppelsinn, der die Bedeutungsschichten aufeinander bezieht und ineinander spiegelt.«⁸³

Auch wenn Sprache also nicht die Gegenstände unmittelbar erreichen kann, so entsteht durch sie doch »gleichsam eine neue Welt, die aus Notwendigem und Zufälligem besteht.«⁸⁴ Sprache kann

76 Ders.: WA, I. Abtheilung, Bd. 41, 1. Abtheilung, S. 116.

77 »Alles Denken muß daher ein Denken in Zeichen sein. [...] Aus der These, daß jeder Gedanke ein Zeichen ist, folgt, daß jeder Gedanke sich an einen anderen wenden muß, denn das ist das Wesen eines Zeichens.« (Charles S. Peirce: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus, S. 31.)

78 Auch bei Peirce ist dieses teleologische Moment gegeben.

79 Hans-Georg Gadamer: Wahrheit und Methode, S. 82-83.

80 Geppert sieht hierin u.a. Differenzen zwischen Goethe und Peirce: »Goethes Symbol ist letztlich objektiv-idealistisch in der Selbstevidenz und Erfahrbarkeit der Naturidee begründet, es ist gegenständlich orientiert und begrenzt. Sein Analogon bei Peirce dagegen ist formal-funktionell in der Erkenntnisvoraussetzung des vollständigen Zeichens fundiert und ineins damit regulativ, konditional-idealistisch, in einer zukünftigen Wissens-Kommunität.« (Hans Vilmar Geppert: Der realistische Weg, S. 208)

81 Johann W. Goethe: WA, II. Abtheilung, Bd. 1, S. 302.

82 Vgl. Uwe Pörksen: Wissenschaftssprache und Sprachkritik: Untersuchungen zur Geschichte und Gegenwart, S. 112.

83 Werner Keller: Goethes dichterische Bildlichkeit, S. 41.

84 Johann W. Goethe: WA, II. Abtheilung, Bd. 11, S. 167.

Sinnbilder der Wirklichkeit erschaffen, sie verweist auf das »Gewebe dieser Welt«⁸⁵ von dem sie als Erscheinung unter Erscheinungen, Zeichen in einer Kette aus semiotischen Relationen, ja selbst integraler Bestandteil ist.⁸⁶ Es ist genau dies der Grund, weshalb Goethe behaupten kann, dass die Darstellung des Dichters auf höchstem Niveau mit »der Wirklichkeit wetteifert«⁸⁷.

Keine bessere Zusammenfassung ist am Ende der Ausführungen zu Goethes Sprachauffassung zu geben, als eine solche unter der Maßgabe einer Strophe, die er als fast Siebzigjähriger zur Bildhaftigkeit der Sprache niedergeschrieben hat^{88, 89}:

Worte sind der Seele Bild -
Nicht ein Bild! Sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. -
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist's denn, was wir haben? -
Nun, wir sprechen! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.

Goethe beginnt hier in der ersten Zeile mit der Betonung der tätigen Referentialität aus der Subjekt-Perspektive, die er in jungen Jahren als maßgeblich vertreten hatte, um diese sofort wieder zu verwerfen. In den nächsten fünf Zeilen verweist er auf die Unerreichbarkeit der Wirklichkeit durch Worte, der Unmöglichkeit in den gesprochenen Zeichen den bezeichneten Dingen Dauer zu verleihen. Versöhnend wird in den letzten beiden Zeilen des Gedichts auf den pragmatischen Aspekt des Sprechakts verwiesen. Im Sprechen wird dauern schaffend und erhaschen so die Gaben des Lebens. Letzteres gilt es zu betonen, da es nicht eine Schöpferkraft subjektiver Willkür ist, sondern eine solche, die durch Teilhabe am Naturgeschehen gekennzeichnet ist und durch die Mitgestaltung an einem Objektiven besticht, wie Goethe es in seinen *Materialien zur Geschichte der Farbenlehre* auch betont:

»Ein ausgesprochenes Wort tritt in den Kreis der übrigen, notwendig wirkenden Naturkräfte mit ein [...]«⁹⁰

85 Johann W. Goethe: WA, I. Abtheilung, Bd. 21, S. 107.

86 Trotz der Betonung des produktiven Erzeugungscharakters von Sprache verfällt Goethe nie einem Sprachfetischismus, wie ihn die moderne Analytische Philosophie und Wittgensteins späte Philosophie charakterisiert. Genau darum sind die Analogien zu einer pragmatisch-semiotischen Perspektive in Anlehnung an Peirce nach Meinung des Autors ungleich stärker.

87 Johann W. Goethe: WA, I. Abtheilung, Bd. 42, 2. Abtheilung, S. 176.

88 Ders.: WA, I. Abtheilung, Bd. 4, S. 98.

89 Vgl. auch die Ausführungen in Werner Keller: Goethes dichterische Bildlichkeit, S. 42-45.

90 Johann W. Goethe: WA, II. Abtheilung, Bd. 3, S. 136.

3 Goethes und Schopenhauers Anschauungen von Sprache – Abschließende Bemerkungen

Die wesentlichen Demarkationslinien zwischen Schopenhauer und Goethe bezogen auf das Themenfeld Sprache sind nun bezeichnet. Lebendig kann nur sein, was Teilhabe an Wirklichkeit hat. Genau diese Teilhabe ist in der Konzeption von Schopenhauer negiert. Wörter operieren mit den abstrakten Begriffen des Vermögens der Vernunft, vermitteln Vermitteltes, sind Codierungen im Sinne streng nur je auf sich verweisender Marker in einem in sich geschlossenen, abstrakten Sprachsystem. Sprache repräsentiert demnach die wirklichen Dinge in einem ureigensten Sinne nur. Wörter sind hier der inner-mentale und atomar vorgestellte Baustoff, mit deren Hilfe sich ein abstraktes Modell der Wirklichkeit nachbilden lässt, das aber insofern immer nur innerlich und verweisend bleibt und niemals ein anschaulicher Teil der Wirklichkeit werden kann.

Für Goethe hingegen kann der Gedanke nicht gelten, dass Sprache nur eine Funktion mit Modellierungscharakter basierend auf einer neuronalen und evolutionär entstandenen Hardware sei. Durchläuft er auch Phasen, in denen ihm die Teilhabe der Sprache an der lebendigen Wirklichkeit aufgrund ihrer Eigenschaften der Konventionalität und Arbitrarität fragwürdig wird, so unterliegt seinem Denken doch immer die Idee der inneren Einheit der Erscheinungen, in der jede eigen Geltung besitzt, so dass der späte Goethe sagen kann:

»Die Idee ist ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen ist nicht wohlgetan. Alles, was wir gewahr werden können, sind nur Manifestationen der Idee; Begriffe sprechen wir aus, und insofern ist die Idee selbst ein Begriff.«⁹¹

Dadurch, dass Sprache als Erscheinung unter Erscheinungen gedacht wird, in der Feststellung »Begriffe sprechen wir aus«, ist die Teilhabe der Sprache an der Wirklichkeit gesichert, ist sie nicht mehr nur Werkzeug eines atomischen Subjekts, sondern Bestandteil einer sich symbolisch offenbarenden Ganzheit:

»Das Wahre mit dem Göttlichen identisch, lässt sich niemals von uns erkennen, wir schauen es nur, im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen.«⁹²

Wenn wir also auf der Seite Schopenhauers das sprachliche Symbol als weltentleerte kognitive Repräsentation vorfinden, so schauen (nicht erkennen) wir bei Goethe durch das Symbol als weltimmanentes Medium das unbegreifliche Leben selbst. In den unterschiedlichen Einordnungen von Sprache in das Gefüge der Wirklichkeit wird natürlich auch eine grundsätzliche

91 Johann W. Goethe: WA, I. Abtheilung, Bd. 48, S. 180.

92 Johann W. Goethe: WA, II. Abtheilung, Bd. 12, S. 74.

weltanschauliche Differenz offenbar. Häufig wird auf die Ähnlichkeit zwischen Goethes Weltverständnis und der Philosophie Hegels rekurriert und es stellt sich natürlich die Frage danach, wieso Schopenhauer nicht mit vergleichbarem Furor gegen Goethes Anschauungen anging, wie er es gegen die von ihm verhasste »Hegelei« tat. Hier muss letztlich auch das verborgene Einende zwischen Schopenhauer und Goethe liegen. Hamm hat die Unterschiede zwischen Hegels und Goethes Anschauungen zusammengefasst, die m. E. dieses Einende kenntlich machen:

»Hegels Philosophie nimmt die Wirklichkeit als ein hierarchisch gegliedertes Ganzes von unendlichen vielen Bestimmungen, das aus einem Leitprinzip lebt. Sie sieht ihre Aufgabe darin, diese Totalität durch Erkenntnis zu entfalten und jeder Bestimmung nach ihrem unterschiedlichen Verhältnis zum Leitprinzip ihren Platz im Ganzen zuzuweisen. Mit der Positionsbestimmung verbindet sich eine Wertung: Spitzenstellung des mit Bewußtsein begabten Menschen gegenüber der Natur und Spitzenstellung der theoretisch-philosophischen Erkenntnis gegenüber den anderen Formen geistiger Tätigkeit des Menschen. Auch für Goethe lebt die Wirklichkeit aus einem ›Zentrum‹. Doch er ordnet die einzelnen Bestimmungen nicht auf das ›Zentrum‹ hin, sondern nach ihren Beziehungen untereinander. Das ›Zentrum‹ erhält nicht die Macht, in der Wirklichkeit Wertunterschiede zu setzen.«⁹³

Zusammen mit Goethes eigenen Worten »Die Natur hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekanntem Zentrum, zu einer nicht erkennbaren Grenze«⁹⁴, wird das Gemeinsame von Schopenhauer und Goethe ersichtlich: Unabhängig davon, ob das menschliche Repräsentationsvermögen in seiner Abstraktheit und damit Weltferne wie bei Schopenhauer betont wird oder die Verfangenheit in der Subjekt-Objekt-Spaltung mit der tätigen Teilhabe menschlicher Vermögen (wie eben der Sprache) am Naturganzen wie bei Goethe aufgehoben wird; es bleibt letztlich das Primat einer gegebenen Wirklichkeit, die sich anthropozentrischen Machtansprüchen menschlicher Vermögen nicht unterordnen lässt.

Dieses bleibt, ob auch das Wort als leblos-entleibtes Modell im Subjekt gedacht oder als lebendig mitschwingend im Kanon der Symbole einer einheitlichen Welt.

93 Heinz Hamm: Der Theoretiker Goethe, S. 157.

94 Johann W. Goethe: WA, II. Abtheilung, Bd. 7, S. 81.

Literatur

Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. 143 Bde. Weimar 1887-1919. Nachdruck München 1987. [nebst] Bd. 144-146: Nachträge und Register zur IV. Abt.: Briefe. Raabe, Paul (Hg.). Bde. 1-3. München 1990. (=WA)

Arthur Schopenhauers Werke in fünf Bänden. Nach den Ausgaben Letzter Hand. Lütkehaus, Ludger (Hg.). Zürich 1988.

Die Welt als Wille und Vorstellung. Erster Band. (= WWV I)

Die Welt als Wille und Vorstellung. Zweiter Band. (= WWV II)

Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Dritter Band. (= G)

Parerga und Paralipomena II. (= P. u. P. II)

Arthur Schopenhauer: Theorie des gesammten Vorstellens, Denkens und Erkennens.

Philosophische Vorlesungen Teil 1. Spierling, Volker (Hg.). München 1986. (=TGVDE)

Aristoteles: Über die Seele. Seidl, Horst (Hg.). Hamburg 1995.

Baddeley, Alan D. / Hitch, Graham J.: Working memory. In: Bower, Gordon H. (Hg.): The psychology of learning and motivation: Advances in research and theory (Vol. 2). New York 1974, S. 89-195.

Beckermann, Ansgar: Analytische Einführung in die Philosophie des Geistes. 2. überarbeitete Auflage. Berlin 2000.

Bode, Wilhelm: Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. 2 Bde. Berlin und Weimar 1979.

Chomsky, Noam: Knowledge of Language. Its Nature, Origin, and Use. New York 1986.

Coseriu, Eugenio: Der Fall Schopenhauer. Ein dunkles Kapitel in der deutschen Sprachphilosophie. In: Bülow, Edeltraud / Schmitter, Peter (Hg.): Integrale Linguistik. Festschrift für Helmut Gipper. Amsterdam 1979, S. 13-19.

de Saussure, Ferdinand: Cours de linguistique générale. Zweisprachige Ausgabe französisch deutsch. Wunderli, Peter (Hg.). Tübingen 2013.

Eibl, Karl: Sind Interpretationen falsifizierbar. In: Danneberg, Lutz / Vollhardt, Friedrich (Hg.): Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte. Positionen und Perspektiven nach der »Theoriedebatte«. Stuttgart 1992, S. 169-183.

Fleischer, Margot: Anfänge europäischen Philosophierens. Heraklit – Parmenides – Platons Timaios. Würzburg 2001.

Fodor, Jerry: Psychological Explanation: An Introduction to the Philosophy of Psychology. New York 1968.

Fodor, Jerry/Pylyshyn, Zenon W.: Connectionism and cognitive architecture: A critical analysis. In: Pinker, Steven/Mehler, Jacques (Hg.): Connections and symbols. Cambridge 1988, S. 3-71.

Gadamer, Hans-Georg: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen 1990.

Gebser, Jean: Ursprung und Gegenwart, 3 Bde., 2. Aufl., München 1986 (Originalausgabe 1949/1953).

Geppert, Hans Vilmar: Der realistische Weg: Formen pragmatischen Erzählens bei Balzac, Dickens, Hardy, Keller, Raabe und anderen Autoren des 19. Jahrhunderts. Tübingen 1994.

Haase, Frank: Kleists Nachrichtentechnik: Eine diskursanalytische Untersuchung. Opladen 1986.

Hamann, Johann Georg: Golgatha und Scheblimi! Von einem Prediger in den Wüsten. Riga 1784.

Hamm, Heinz: Der Theoretiker Goethe. Kronberg 1976.

Henkel, Arthur: Goethe und Hamann. Ergänzende Bemerkungen zu einem denkwürdigen Geistesgespräch. In: Euphorion 77, S. 453-469.

Herder, Johann Gottfried: Abhandlung über den Ursprung der Sprache, Stuttgart 1997.

- Höffe, Ottfried: Kants Kritik der reinen Vernunft. Die Grundlegung der modernen Philosophie. München 2011.
- Katz, Jerrold J.: Mentalism in Linguistics. In: Language, Vol. 40, No.2, S. 124–137.
- Linz, Erika: »Language of Thought« - mentale Symbole oder mediale Zeichen? In: Jäger, Ludwig / Linz, Erika (Hg.): Medialität und Mentalität. Theoretische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition. München 2004, S. 45-69.
- Werner Keller: Goethes dichterische Bildlichkeit. Eine Grundlegung. München 1972.
- Leiss, Elisabeth: Die Vernunft ist ein Wetterhahn. Johann Georg Hamanns Sprachtheorie und die Dialektik der Aufklärung. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik, Vol. 19, 1991, S. 259-273.
- Peirce, Charles Sanders: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. In: Apel, Karl-Otto (Hg.), Frankfurt a.M. 1991.
- Peirce, Charles Sanders: Collected Papers. 1931 – 58. In: Corrington, Robert (Hg.): An Introduction to Charles Sanders Peirce. Boston 1993.
- Pörksen, Uwe: Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Untersuchungen zur Geschichte und Gegenwart. Tübingen 1998.
- Sartre, Jean-Paul: Der Ekel. Reinbek 1981.
- Schmicking, Daniel A.: Zu Schopenhauers Theorie der Kognition bei Mensch und Tier – Betrachtungen im Lichte aktueller kognitionswissenschaftlicher Entwicklungen. In: Koßler, Matthias / Birnbacher, Dieter / Baum, Günther (Hg.): Schopenhauer Jahrbuch 86. Würzburg 2005, S. 149-176.
- Schönrich, Gerhard: Zeichenhandeln. Untersuchungen zum Begriff einer semiotischen Vernunft im Ausgang von Ch. S. Peirce. Frankfurt am Main 1990.
- Schweizer, Hans R.: Goethe und das Problem der Sprache. Bern 1959.
- Tesak, Jürgen: Geschichte der Aphasie. Idstein 2001.
- Tholen, Georg Christoph: Die Zäsur der Medien. Kulturphilosophische Konturen, Frankfurt am Main 2002.
- Wertheim, Ursula: Von Tasso zu Hafis. Probleme von Lyrik und Prosa des »West-östlichen Divans«. Berlin 1965.
- Winkler, Hartmut: Medium Computer. Zehn populäre Thesen zum Thema und warum sie möglicherweise falsch sind. In: Engell, Lorenz / Neitzel, Britta (Hg.): Das Gesicht der Welt. Medien in der digitalen Kultur. München 2004, S. 203-213.